

## **Arbeitstagung: Aufbau in schwieriger Zeit. Freikirchen in Deutschland zwischen 1945-1949**

*Eschweiler, 15.10.2005 - vff -*

Im Mittelpunkt der diesjährigen Herbsttagung des Vereins für Freikirchenforschung stand dieses Jahr die schwierige Zeit direkt nach dem Zweiten Weltkrieg und die Frage: wie haben sich die Freikirchen neu formiert, wie sind sie mit dem Erlebten umgegangen?

Das Eröffnungsreferat widmete sich der Brüderbewegung. Gerhard Jordy betrachtete zunächst die Denkvoraussetzungen, die so oder ähnlich zu dieser Zeit für jede Freikirche galten: die monarchiefreundliche Haltung, die weitgehende Ablehnung der demokratischen Kräfte, die Zustimmung zu den nationalen Bewegungen und schließlich die Akzeptanz Hitlers als Werkzeug Gottes. Die Brüderbewegung erlebte die Nazidiktatur auch als Bedrohung der eigenen Glaubenspraxis, so z.B. in der erzwungenen Vereinigung in einem Bund (BfC). Das Ende des Krieges wurde untheologisch reflektiert, man verstand schlicht Gottes Führung nicht. Private Schuldbekenntnisse entstanden, ein offizielles Eingeständnis dagegen existiert nicht. Ebenso verwehrte man sich einer Entnazifizierung der eigenen Reihen. Stattdessen ging es vor allem um die Frage des Bundes. Die Zwangsvereinigung erzeugte nun eine Gegenbewegung, aus der die heute noch vorhandenen drei Brüdergruppen entstanden sind: die exklusiven Brüder, die Brüder im BEFG und der Freie Brüderkreis.

Andrea Grünhagen gab einen informativen Einblick in die Entwicklungsgeschichte der Vorgängerkirchen der SELK. Die verschiedenen evangelisch-lutherischen Freikirchen erlebten das Kriegsende als Strafgericht Gottes, wenn auch nicht wegen begangener Schuld, sondern wegen der Schwäche der Christen in Deutschland. Ein Schuldbekenntnis ist auch in dieser Kirche nicht entstanden, die Organe der verschiedenen Vorgängerkirchen zeigten gelegentlich Einsicht, der Holocaust wurde aber nicht thematisiert. Stattdessen pflegte man gewohnte Feindbilder: Landeskirchen, Katholiken, liberale Theologie.

Emanuel Brandt referierte über die spannungsreiche Entwicklung der Diakonie in dieser Zeit. Um zu einem gemeinsamen diakonischen Auftrag zwischen den evangelischen Kirchen und Freikirchen zu kommen, gab es nach dem Krieg erste Verhandlungen, die aber unter einem schwierigen Vorzeichen standen: auf Freikirchenseite standen loyale Mitläufer des Dritten Reiches, auf der Seite der EKD Mitglieder der Bekennenden Kirche. Immerhin wurden die Freikirchen 1945 bei der Gründung des Hilfswerk der evangelischen Kirchen eingeladen, erschwerten aber den gemeinsamen Weg durch eine schlechte Verwaltung der erhaltenen Hilfslieferungen, die ihnen den Vorwurf der Mausehelei einbrachte. Ein weiterer Trend war in der Nachkriegszeit wahrnehmbar: die Hinwendung zur institutionellen Diakonie und damit die Abwendung von der gemeindenahen Diakonie.

Klaus Jakob Hoffmann gab einen bildreichen Einblick in die unveröffentlichten Briefe des Dr. Paulus Scharpff, der die Zerstörung Frankfurts und den Wiederaufbau als Prediger der Frankfurter Bischöflichen Methodistenkirche erlebte. Dabei wurden die Entbehrungen und Ängste dieser Zeit überdeutlich und rundeten das Bild dieser Zeit so auch aus der Perspektive eines Erfahrungsberichtes ab.

Karl Heinz Voigt behandelte die Nachkriegszeit in den methodistischen Kirchen anhand einer Untersuchung der Superintendentenberichte dieser Zeit. Dabei ließ sich feststellen, daß der Krieg dunkel im Hintergrund

lag, die Befreiung durchaus gewürdigt wurde, aber eine positive Sicht der Zukunft noch nicht existierte. Der Blick in die Zukunft war evangelistisch fokussiert. Bemerkenswert der Umgang mit den Gemeinden jenseits der neuen östlichen Grenze. Hier wurde mit großer Sensibilität versucht, den Polen Brücken zu bauen und ihnen die Gemeinden zu übergeben. Die Zusammenarbeit mit der Militärregierung gestaltete sich durchaus konstruktiv, die Amerikaner schätzten die Freikirchen als hilfreichen Teil der „reeducation“ - der Umerziehung der Deutschen.

Johannes Hartlapp gab einen Überblick über die Entwicklung bei den Adventgemeinden. Auch diese hatten zahlreiche Kompromisse eingegangen und sich mit Hitler arrangiert. Nach dem Krieg scheiterte eine Entnazifizierung, weil man die Prämisse aufgestellt hatte: zuerst wird das Werk geschützt und Verfolgung vermieden und erst dann Gottes Geboten gehorcht. Diese Reihenfolge verhinderte eine wirkungsvolle Beschäftigung mit der eigenen Geschichte während des dritten Reiches. Einen anderen Weg war die Herrnhuter Brüdergemeine gegangen. Als weltweite Kirche mit zahlreichen internationalen Verflechtungen hatte sie sich tendenziell zur Bekennenden Kirche gehalten, war aber nicht direkt in den Widerstand gegangen. Direkt nach Kriegsende gab es eine Aufarbeitung der Schuld durch zahlreiche persönliche Schuldbekennnisse. Dabei stand nicht das deutsche Volk mit seiner Gesamtschuld im Mittelpunkt, sondern die persönliche Schuld des Einzelnen und der Gemeinde. Man machte sich selbst zum Vorwurf, daß man die Opposition zum Nazi-Regime nicht konsequent durchgezogen habe und den Weg der Märtyrerkirche gegangen sei. Diese Erkenntnis sorgte für eine weitere Öffnung gegenüber den Landeskirchen und den Freikirchen.

Zum Abschluss der Tagung gab Stefan Willi einen Einblick in die Jahre 1948-1951 im Bereich der Pfingstgemeinden. Er fand bei seiner Untersuchung keine Hinweise auf eine Aufarbeitung der NS-Zeit, dagegen wurde der Kommunismus scharf verurteilt und die Versuchungen der „Welt“ angeprangert. Generell standen andere Themen im Mittelpunkt, vor allem eine starke Naherwartung, sowie erlebte Wundertaten und Prophetien.

Die Vorträge sind im Jahrbuch 2005 nachzulesen, das zur Frühjahrstagung 2006 erscheinen wird.